

Nr. 186. Bromberg, den 31. August 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(16. Fortsetzung ——— (Nachdruck verboten.)

Klaus als Schwarzhörer.

Es war gegen Mitternacht, und die Klinik lag in tiefstem Schlafe, als Klaus Sander, gewandt wie eine Katze, aus seinem Mansardenfenster glitt und über das Dach der Befestigungsstelle der Antennenlitze zukroch. Als er diese erreicht hatte, nahm er eine Rolle dünnen, oxydierten Kupferdrahtes, sowie Werkzeug aus der Tasche und lötete den Draht derart fest, daß nunmehr ein zweiter Ableitungsdraht vorhanden war, den er im Verborgenen in seine Schlafkammer leitete. Klaus nannte dieses Verfahren witzig: die Antenne „anzapfen". Eine Erdung war ebenfalls leicht herzustellen.

Wieder in seiner Dachkammer, klemmte Klaus die Litze an einen großen Fünfröhrenapparat, den er etliche Stunden zuvor in einem Spezialgeschäft erstanden hatte. Dann rieb er sich befriedigt die Hände, er war stillvergnügter Schwarzhörer geworden. Der Apparat war so konstruiert, daß eine kleine Glühbirne aufleuchtete, sobald Wellen ihn passierten, auf die er eingestellt war. Augenblicklich also die Welle 2210. Man brauchte nur das Licht beachten, um im gegebenen Moment mithorchen zu können. Es war gleichgültig, ob die Antenne empfing oder sendete; in beiden Fällen mußte die rote Birne aufflammen.

Die ganze Arbeit war von Klaus so sauber, fix und geräuschlos erledigt worden, als sei er Zeit seines Lebens nichts anderes als Installateur gewesen. Hierauf legte sich Klaus ins Bett. Den Apparat hatte er so aufgestellt, daß er das Zeichen nicht übersehen konnte. Es war allerdings kaum anzunehmen, daß während der Nacht gesendet würde. Untertags brauchte er den Apparat nur dann zu überwachen, wenn er Lux in seinem Zimmer wußte. Das fiel mit der Zeit zusammen, wo er glücklicherweise selber dienstfrei war. Klaus wartete die Nacht und den nächsten Tag umsonst. Schon kamen ihm Bedenken, ob seine Leitung auch richtig funktioniere. Er sah die Klemmen und Drähte nach. Sie stimmten. Er wartete weiter. Gegen Abend endlich sprang das rote Licht auf. Klaus verriegelte die Türe, riß die Hörer an den Kopf und lauschte. Zuerst hörte er nur ein unbestimmtes Sausen, von weitentfernten Stimmen und dem Geklapper von Morsezeichen unterbrochen. Dann schrillte plötzlich eine widerlich hohe, englisch sprechende Männerstimme in den Apparat.

„Hier Isla del diablo. Sind Sie da, Lux?"

Der Oberarzt meldete sich. Worauf die schrille Stimme fortfuhr:

„Wollte Ihnen nur sagen, daß Ishi mit den fünf Schimpansenkisten unterwegs ist. Meiner Berechnung nach muß er übermorgen bei Ihnen ankommen. Sie können dann das Vitalin an Ort und Stelle selber machen. Sander hat nämlich herausgefunden, daß es — aus den Keimdrüsen von Menschenaffen bereitet — am wirksamsten ist. Wie geht's?"

Lux antwortete: „Allright. Die Sache klappt und ist eine Goldgrube. Wenn es so weitergeht, brauchen wir das Platin nicht mehr. Sonst noch was?"

„Nichts."

„Dann good night, Mr. Hangman!"

„Good night."

Das Gespräch war zu Ende. Das rote Licht erlosch. Klaus saß noch eine ganze Weile, mit den Hörern an den Ohren, atemlos auf seinem Stuhl. Erschüttert und benommen von dem Gehörten; das erste Lebenszeichen von seinem verschwundenen Bruder! Wer hätte das gedacht! Gleich morgen mußte er an Gussy telegraphieren. Wie sich die kleine blonde Frau darüber freuen würde!

Was wußte er nun eigentlich? Daß Peter lebte und auf einer Insel, der Isla del diablo, Experimente mit seinem Vitalin anstellte. Daß Lux diesen Aufenthalt kannte. Aber wo lag diese mysteriöse Insel? Isla del diablo, ein vertrauenerweckender Name! Wenn es Peter nur nicht recht schlimm erging? Wer war Ishi, der Überbringer der fünf Kisten? Nebensache. Man würde den Mann schon zu Gesicht bekommen, wenn er die Tiere in den Zwinger ablieferte. Es war also doch Vitalin gewesen, was Dr. Lux dem Bankdirektor eingespritzt hatte. Was es mit dem Platin und der Goldgrube auf sich hatte, war zunächst noch unverständlich. Der Anrufer hieß Mr. Hangman, auf Deutsch Henker, tolle Namen hatte die Bande.

Das Nächstliegende war, er mußte Peters Aufenthalt, diese Teufelsinsel, in Erfahrung zu bringen suchen. Aber wie? Am besten war es zu eruieren, woher jener Ishi kam. Ein japanischer Name übrigens. Wenn ihm das glückte, war Peter so gut wie gerettet. Nebenbei konnte es auch nicht schaden, wenn er die Lantadilla so ganz sanft und unauffällig ein bißchen ausholte. Er hatte ja jetzt bei ihr einen Stein im Brett. Vielleicht verplappert sie sich. Bitte, war alles schon dagewesen. Morgen hatte er seinen freien Nachmittag. Er würde hingehen und sich für die Stelle bedanken. Seht an, wie gut sich das trifft — dachte er.

Eins war bombensicher. Dieser Lux war ein vollendeter Halunke. Unerfindlich, wie der biedere Tommy Angel zu diesem Menschen gekommen war! Es ist begreiflich, daß Klaus angesichts solcher Vorgänge in der Klinik die Person des Professors selbst auch in den Kreis seiner Betrachtungen einbezog. Aber er tat das mehr aus Gewissenhaftigkeit als aus innerer Überzeugung. Die ganze Persönlichkeit des Gelehrten sprach so sehr gegen einen Verdacht, daß er den Gedanken bald unter den Tisch fallen ließ. Um so mehr, als er aus einwandfreiem Zeugenmund wußte, daß der Professor seit vielen Jahren Newyork mit keinem Schritt verlassen hatte. Sich Tommy Angel, den gütigen Greis, den Buckligen und Armgelähmten, etwa als Fassadenkletterer oder Menschenräuber vorzustellen, war ein absurder, irrenhausreifer Gedanke.

Im Gegensatz hierzu konnte er sich Lux mühelos in jeder verbrecherischen Situation denken. Aber auch er sollte angeblich während der fraglichen Zeit die Stadt nicht verlassen haben. Vielleicht war jener Hangman mit der Kastratenstimme Peters Entführer?

Mochte es sein wie immer. Zunächst galt es jedenfalls, sein Hauptaugenmerk auf diesen Ishi zu richten, der von der Teufelsinsel aus avisiert war. Übermorgen sollte der Mann eintreffen. Gut, man würde auf dem Posten sein.

Nicholas Bender als Kavalier.

„Haben Sie das Abenteuer gut überstanden, Fräulein de Castro?" fragte Klaus die öffnende Tänzerin nach kurzer Begrüßung. Dabei lachte er mit blitzenden Zähnen. Im Cut machte er eine sehr gute Figur. Seit er wieder Boden unter den Füßen hatte, war er in jedem Knopfloch Kavalier. Sogar Rosen hatte er mitgebracht.

Ines de Castro, ein wenig rot vor Aufregung, steckte ihr Näschen in den Strauß und lächelte zurück.

„O ja, Mr. Bender. Es ist nett, daß Sie Wort halten. Maria möchte Sie kennenlernen. Kommmen Sie. Hier bitte!" Sie preßte hinter Sanders Rücken die Hand aufs Herz: Sei still, dummes!

Sie war ärgerlich über sich selber. Verstand sich einfach nicht. Sie hatte Dutzende, buchstäblich Dutzende von Liebesanträgen vornehmer und reicher Kavaliere spöttisch lächelnd abgelehnt und verfiel nun einem Manne, der nichts hatte und nichts war, sie vielleicht nicht einmal mochte. Seine bloße Gegenwart entzündete ihr Blut. Man durfte nicht daran denken, so beschämend war es . . .

„Hübsch sieht das Balg aus", dachte Sander und überschritt die Schwelle des Wohnzimmers, um Maria de Castro vorgestellt zu werden.

Die Herzlichkeit der beiden Mädchen war so groß, und Klaus selber fühlte sich so sehr als Gentleman, daß er kein Wort des Dankes für die vermittelte Dienerstelle herausbrachte. „Es geht nicht", dachte er, „beim besten Willen nicht, es sieht zu blöd aus!" Es hätte in der Tat deplaciert gewirkt.

Das Heim der Tänzerin entsprach in keiner Weise den Vorstellungen, die sich Klaus davon gemacht hatte. Keine Spur von Bohème, sondern geschmackvolle Gediegenheit, die anheimelnd hätte wirken können, wenn ihre Besitzerin nicht gerade Lantadilla geheißen hätte. Der Tisch war rasch gedeckt. Es gab Tee, Toasts, Sandwichs und Konfekt. Wie man einen nahen Bekannten eben bewirtet.

Klaus faßte einen Moment in seinen Kragen, er bekam einen bitteren Geschmack auf der Zunge. Ekelhaft, daß diese beiden schönen jungen Dinger „Verworfene" sein mußten, hinter denen er her war. Die süße, blonde Maria konnte schlechthin einem Maler zu einer Madonna stehen. Dabei waren diese „Rehaugen" eine glatte Lüge. Es war nicht gut anzunehmen, daß sie von dem Vergehen ihrer Schwester nichts wisse. Pfui Teufel! Natürlich beging er nicht den Wahnsinn, sich dieses Vorurteil anmerken zu lassen. Im Gegenteil, er war witzig, geistreich, selbstsicher, ganz wie die Komödie es verlangte. Und vor allem, er heuchelte Sympathie, wo er keine empfand.

Nur keine falsche Schwäche. Die war hier wirklich nicht am Platze. Konnten sich die Schwester verstellen, so konnte er es besser. Peter mußte wieder her; auf zwei Frauenzimmerchen dieser Sorte kam es dabei wirklich nicht an. Klaus hatte einen Plan. Er wollte diese Ines in sich verliebt machen, bis sie Wachs in seinen Händen war. Leichtigkeit, wo ihm das Mädel auf halbem Wege entgegenkam. Man hatte doch Augen im Kopfe.

Er machte seine Sache blendend. Diskret und mit Geschmack, nicht wie ein Nilpferd. Er war sich bewußt, daß Ines alles, jeden Blick, jede Geste, jedes Lächeln als ein Geschenk an ihre Adresse empfinden müsse . . .

Und sie empfand es. Wurde stiller. Überließ die Konversation der Schwester. Ines hatte wundervolle Augen, wie eine Gazelle. Diese Augen füllten sich mit einer Sehnsucht, die keine Grenzen hatte. Der geliebte Mann redete . . ." Die feine Linie ihres Profils tauchte unter in glückhafter Versunkenheit, ihre zart gemeißelte Brust atmete kaum . . . die Augen hingen wie erstarrte Falter an irgendeinem Gegenstand des Zimmers . . .

Maria de Castro plauderte über die Vergangenheit. Der Vater, José de Castro, sei bolivianischer General gewesen, sei bei einer Revolution gefallen. Die Mutter sei damals mit ihnen nach dem Norden geflohen und bald darauf dem ungewohnten Klima erlegen. Sie und Ines seien plötzlich mittellos und allein in einer fremden Welt gestanden, die sie feindselig bedrängte. Sogar Hunger hätten sie gelitten, bis Ines sich entschlossen habe, als Tänzerin ihr Brot zu verdienen. Dann, als es ihnen wieder gut gegangen sei, habe sie — Maria — jene tückische Krankheit befallen, die die Ärzte als perniziöse Anämie bezeichneten. Eine Blutkrankheit mit trostloser Prognose. Angel habe sie geheilt; o, sie könnten dem Manne nie genug danken! — versicherte Maria.

„Und in seiner Klinik haben Sie wohl Herrn Dr. Lux kennengelernt, Fräulein de Castro?" lächelte Klaus.

„Er hat mich behandelt, Mr. Bender. Nun ist er mein Verlobter", erwiderte sie. „Übrigens will er gegen ½7 Uhr kommen. Er nimmt mich in die neue Gemäldeausstellung mit."

„So", sagte Klaus und zog seine Uhr, die auf Viertel nach Sechs zeigte. „Ich will die Damen dann nicht länger stören." Er machte Miene, aufzustehen.

Ines kehrte zurück. Sie richtete ihre dunklen Augen auf Sander. „Warum wollen Sie schon gehen, Mr. Bender?"

„Es wäre mir, offengestanden, peinlich, mit Dr. Lux hier zusammenzutreffen. Ich habe trotz Ihrer Güte nicht vergessen, daß ich nur Wärter bin, Fräulein de Castro." Er knöpfte seinen Cutaway zu. Seine hellen, strahlenden Augen lagen ohne Befangenheit auf Ines.

„Mr. Bender!"

„Nein, nein, Fräulein de Castro; glauben Sie mir, es ist für alle Teile am besten, ich gehe. Warum eine unmögliche Situation heraufbeschwören? Jedenfalls danke ich den Damen, daß sie eine Stunde lang meine soziale Stellung vergessen haben."

„Sie tun meinem Verlobten unrecht, Mr. Bender," mischte sich Maria in das Gespräch. „Er kann etwas schroff sein, aber er meint es nicht so schlimm. Ich bitte Sie inständig, bleiben Sie!" Dabei legte sie ihm die Hand auf den Arm.

Sander erhob sich und entgegnete:

„Sie haben ein sehr gutes Herz, Fräulein Maria. Aber dringen Sie nicht weiter in mich. Ich kann einfach nicht darüber hinwegkommen, daß ich momentan zu den Deklassierten gehöre. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen?"

O wie ich diesen Stolz an ihm liebe! — dachte Ines, von Freude durchströmt. Sie sagte bebend und halblaut: „Ich verstehe Sie. Genügt Ihnen das, Mr. Bender?" Dann lauter werdend: „Ich fahre jetzt nach dem Capitol-Palast, wollen Sie mich begleiten?"

„Gerne, wenn Sie gestatten", tat Klaus erfreut und empfand, daß ihm da ein Tau hingeworfen wurde.

Unten im Auto drückte Klaus ihre Hand. „Ich danke Ihnen, Fräulein Ines; Sie haben die Situation gerettet."

„Habe ich das?" meinte sie versunken.

„Ja" antwortete er und küßte mit den Augen ihr Gesicht. Die Zeit der Ernte schien gekommen. Diese Frau war wie eine Frucht, die auf den Pflücker harrt.

„Vielleicht war es bloß Selbstsucht, Mr. Bender", flüsterte sie und erschauerte vor der Möglichkeit, daß der Mann neben ihr sie in seine Arme reißen könne. Ein Schweigen hing zwischen ihnen wie eine Wand aus dünnem Stoff. Ein Riß genügte. Der Motor summt buhlerisch. Ines öffnet die Lippen; ihr Mund glich in diesem Augenblick einer purpurnen, aufgebrochenen Frucht. Noch nie war sie so schön . . . „Gewiß, auch Egoismus, ich wollte Sie für mich allein haben — — —."

„Sie war glühend heiß und fror. Eine Welle wie Scharlach überflammte ihr Gesicht. Warum bin ich so schamlos und sage ihm das? — fragte sie sich. Der Wagen federte, die Welt vor den Fenstern war versunken, ein viel zu kleiner Raum kuppelte zwei Menschen zusammen . . . „Warum soll man einem Verhängnis ausweichen, das so unsagbar süß ist?" — stellte sie sich vor und räkelte wohlig die Glieder . . .

„So lieb hast du mich, Ines?" fragte es aus der Ecke, und eine Hand bog ihren Scheitel hintüber.

„So lieb", stammelte sie und überließ sich ihm. Sie glaubte, ihr Herz müsse zerspringen. Daß etwas so Schrankenloses im Menschen aufstehen könne, hatte sie nie gewußt.

Nicholas Bender, nicht Klaus Sander, küßte sie auf den zuckenden Mund. Dieser Mund verbrannte und wand sich wie ein kleines, zu Tode getroffenes Tier. Der Kuß von Nicholas Bender war wie ein Pantherbiß, brutal, erbittert und mit Grausamkeit geladen. All den schleichenden Haß gegen dieses Weib goß Sander in das Symbol des Sichfindens zweier Menschen. Dieser Kuß war eine Entehrung, die Peter rächen sollte, eine gnadenlose Besitzergreifung. Sander lächelte unergründlich . . .

Ines de Castro war ihm verfallen.

Als Klaus die Tänzerin im Capitol-Palace abgeliefert hatte, ließ er sich in die Klinik fahren. Unterwegs sann er darüber nach, ob es nicht besser gewesen wäre, Ines vorhin mit der Frage nach dem „Anhänger" zu überrumpeln. Betäubt, wie sie war, hätte sie vielleicht alle Geheimnisse preisgegeben, nach denen er dürstete. Vor allem Peters Aufenthalt! Nun, und wenn sie es nicht getan hätte — was dann? Dann wäre die Geschichte restlos verfahren gewesen.

Nein, es war schon klüger, daß er nicht va banque gespielt hatte. Man durfte der natürlichen Entwicklung der Dinge nicht vorgreifen. Wenn es programmäßig ging, traf morgen dieser Ishi ein. An den mußte er sich halten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Heute wird ein Gestern,
Aus dem Heute wird ein Morgen.
Jede Stunde eilt sich, teilt sich
Mit den Freuden und den Sorgen.

Und du siehst die rasche Welle
Vorwärts, rückwärts sich ergießen;
Aus dem Jetzt, der Zauberquelle,
Künftiges und Vergangenes fließen.

Wilhelm von Scholz.

Der Fremde.

Skizze von Walther Mittasch.

In die zärtlich-bunte Blütenpracht und das lustig-grüne Laubgetändel der Gärten des südlichen Wien war ein Gewitterschauer geprasselt. Für ein Weilchen verging unter den blauroten Schreckgespenstern der Blitze den Amseln und Finken das girrende Lied, und bei dem rohen Gebrüll des Donners zitterten die Fensterscheiben der Sommerhäuschen vorwurfsvoll. — Aber nun war alles vorbei; die Natur lächelte wieder. Um ihre erschrockenen Kinder zu versöhnen, hatte sie das bunte Spielzeug eines Regenbogens vor die schiefergrauen Vorhänge gestellt, mit denen der Himmel sich vermummt hatte.

Der Medikus Doktor Graner, zu dem mit Vorliebe die Armen und Ärmsten schickten, deren Beutelein mehr das Geklirr des Kupfers kannte denn das goldene Geklingel des Dukatens, — dieser Doktor blickte nachdenklich auf die bunte Brücke aus tändelndem Schein, wandte sich der schmalen, blonden Frau zu, die am Türstock lehnte und sagte halblaut: „Man muß halt die Hoffnung nit begraben, Frau Roselieb. — Kommen's näher heran. Ich will Ihnen was sagen, nit laut, aber leise. — Schauen's den Regenbogen da? No also . . . Krank sein tut er nit, Ihr Mann. Er is scho' gesund. Nur seine Seele, die is halt marode 'worden. — Wissen's, wie man sie nennt, diese Krankheit? Melancholie heißt man sie; dagegen is in des Herrgotts Garten kein Kraut gewachsen. Helfen können da nur die Menschen. Oder vielleicht a Zufall? Wissen's — ein rechter, durchrüttelnder, aufpeitschender Zufall! Was man so nennt: ein aufmunternder Peitschenhieb. Nit nur für die Rösser is das gut, auch für die Menschen. — Also, wie g'sagt: Schauen's den Regenbogen an. Man muß halt die Hoffnung nit begraben."

Dieweil er diese tröstenden Worte sprach, ging er schon zwischen den Büschen, an denen blutrote Herzchen hingen und glasklare Tropfen bebten, dem Gattertürlein zu, zog den Hut und nahm stummen Abschied.

„Hast gut reden," dachte die blasse, blonde Frau. „Schon wird er matter, der Regenbogen. Aber die grauen Vorhänge — die bleiben. Wie soll für den armen, hungrigen Organisten und Schullehrer Roselieb der „große Zufall" kommen? Was hat er denn für Menschen um sich, als die Lausbuben, die ihn höhnen, und die Madeln, die ihn bekichern? Nit einmal die Musika gibt ihm mehr Lebensmut. Wenn man halt immerzu schafft und schafft . . . und möcht' alle Himmel aufreißen und mit Musik füllen . . . Aber es is kein Segen dabei. Überall sind Mauern und wuchern Dornen. — Es is halt a Kreuz. — Schau, nun is er hin, der Regenbogen."

Wie Weinen wollte es sie ankommen. Aber sie zerbiß es.

Plötzlich knarrte die Gartenpforte; und zwischen den blutroten Herzen und den kühlen Diamanten stampfte ein Fremder herein. Ein älterer Mann, klein und breitschultrig. — Der Regen hatte ihn gründlich gesegnet. Dunkles Haar klebte in drohenden Massen um einen sonderbar kantigen Schädel.

„Junge Frau", knurrte er unwillig, „kann man bei ihr einen heißen Tee haben? Muß aber brennen wie das höllisch' Feuer, he?"

Die schmächtige Blonde starrte ein wenig erschrocken auf den Fremden. Aber das verregnete Männlein rührte an ihr Mitleid.

„Kommen's herein — und werden's trocken", redete sie ihn an. „Von wo kommen's denn her?"

„Hat nit viel Zweck, mit mir zu reden. Diese da", (auf die Ohren weisend), „wollen nit mehr mitmachen. Bin schon so frei und geh' hinein." Trappte über die Schwelle und in das ärmliche Musikantenstübchen, aus dem im gleichen Augenblick der schüchterne, gebeugte Roselieb wie ein Schatten davonhuschte.

„Ihr Ehemann?" knurrte der Fremde und schob der Frau ein Zettelbüchlein hin. „Schreiben's die Antworten auf. Lesen kann ich scho' noch!"

Und da die Frau unter dem grimmigen Gehabe ein gütiges Herz spürte, spann sich über die dampfende Teetasse hinweg eine sonderbare Unterhaltung an, mit Mund, Blick und Schrift. Es währte nicht lange, so hatte der Fremde ein Bild gewonnen von dem stillen Leid, das mit beklommenem Atmen das kleine Haus füllte.

„Hören Sie", brummte der Gast am Tische. „Wenn er schon Musikus is, der Herr Ehegemahl, so soll er auf seiner Geigen etwas spielen. Etwas von *seinen* Sachen, gelt? Was haben's dort liegen? Weisen's her. — Ach so . . . Ich seh' schon. Eine Sonaten in G-Moll. Können's das spielen auf dem Fortepiano?"

„Ich kann schon —", schrieb die Frau. „Aber . . ."

„Ein Aber gibt's nit", polterte der Fremde. „Soll nur spielen, der Mann. Ich werd' ein bissel auf die Noten schauen. Hab' früher auch Musik gemacht."

Also spielten sie dem tauben Fremdling die Sonate vor. Ein großes Werk. Die Ecksätze voll Kraft und Leben. Dazwischen standen ein Adagio — das war wie ein sanftes, seliges Weinen, in das eine Glocke hinein zitterte, — und ein zierliches Scherzo, das im Stechschritt über ein Tulipanenbeet tänzelte.

Sie spielten's mit Andacht. Gegen das Ende aber krallte der Schmerz die junge Frau an. „Wie ist das bitter", dachte sie. „Vor tauben Ohren verklingen die heiligen Träumereien eines Sehnsüchtigen! So ist sein Leben bisher gewesen. Das ist sein Los." Und in Tränen ausbrechend, sprang sie auf und stürzte vom Spinett hinweg, — an dem finsteren Fremden vorbei, der grimmig auf die Noten gestarrt hatte.

Dieweil der Fremde allein in dem Stübchen gesessen hatte, mit einem Briefbogen beschäftigt, den er mit krausem Gekritzel beschmierte, zogen die grauen Wellen der Dämmerung über den Garten.

Schwerfällig reckte sich der kleine, grobe Geselle und hämmerte auf den Tisch.

„Frau Roselieb!"

Die blonde Frau riß sich zusammen und kam herzu.

„Kommen's her", knurrte der Gast. „Ihr Mann — das sag' ich Ihnen, — Ihr Mann ist ein tüchtiger Musikante. Da haben's einen Brief, schauen's? Mit dem gehen's zum Herrn Grafen von Waldstein. Der wird das Weitere schon machen. Hat Geld und Konnexionen. — Und für den Tee schönen Dank . . ."

Die Hände auf den Rücken legend, stampfte der Fremde eilig und wütend davon.

Die Frau warf einen Blick in das Schreiben. Worte flogen wie feurige Pfeile vorüber.

„. . . hochbegabter Musiker . . . schöpferische Kraft . . . angelegentlichst empfohlen . . . des Herrn Grafen submissester

Beethoven.

Da — da — das war der Peitschenhieb!

Die blonde Frau stürzte hinaus — zur Gartenpforte. Dort stand sie gelehnt, von einem Schauer durchrüttelt. Wie ein Blütenbäumchen, durch das ein Perlenregen stiebt. Und wie flehend streckte sie die schmalen Hände aus.

Im Dämmer der Gasse aber entschwand als eine drohende und doch gütige Erscheinung — der Gewaltige.

Seltsame Seeabenteuer.

Von Hermann Petersen.

Die Erzählungen mancher alten Seeleute erinnern in der Abenteuerlichkeit und der Unglaubwürdigkeit der berichteten Geschehnisse vielfach an das wohlbekannte Jägerlatein. Indessen sind vereinzelte Fälle bekannt, die so unmöglich erscheinen, daß man sie ohne weiteres in das Reich der Fabel verweisen möchte, wenn die Richtigkeit nicht einwandfrei verbürgt wäre.

In ein derartig seltsames Abenteuer geriet im Jahre 1893 der in St. John, Neufundland, beheimatete 1200 Tonnen große Dampfer „Protea". Das Schiff kehrte von Neu-Braunschweig zurück, als ein großer Eisberg auftauchte, dessen Länge auf nahezu 300 Meter bei mehr als 70 Meter Höhe geschätzt wurde. Auf Wunsch der Reisenden, die das wunderbare Schauspiel in der Nähe zu betrachten wünschten, hielt der Kapitän etwa 75 Meter vor der glitzernden Eismasse. Während noch alles das seltene Naturschauspiel bewunderte, bemerkte man in dem Eisberg eine leichte Bewegung. Gleichzeitig wurde das Kratzen von Eis an den Schiffswänden vernehmbar, und das Fahrzeug begann zu schwanken. Der Eisberg änderte seine Lage, ein großer, flacher Vorsprung, der sich weit unter der Meeresoberfläche hin erstreckt hatte, tauchte empor und riß den Dampfer, der sich gerade darüber befunden hatte, mit sich in die Höhe. Die an Bord Befindlichen mußten darauf gefaßt sein, daß der Eisberg sich völlig umkehren und über die „Protea" wälzen würde. — Minutenlang stöhnte und ächzte das Fahrzeug in allen Fugen. Da das Heck bereits frei in der Luft schwebte, fanden die Schrauben keinen Widerstand und erschütterten den Dampfer in heftigen Stößen. Diese Schwingungen, die sich dem Eise mitteilten, waren vermutlich die Rettung, denn dadurch und infolge des großen Gewichtes, das nun auf dem Eisberg lastete, brach dessen unter Wasser befindlicher Teil mit einem fürchterlichen Krach ab: die „Protea" sank in ihr heimatliches Element zurück. Der Rumpf wies starke Leckstellen auf, aber im übrigen war der Dampfer unbeschädigt, so daß er aus eigener Kraft den Hafen zu erreichen vermochte.

Fast in derselben Gegend spielte sich nur drei Jahre später ein nicht minder seltsames Ereignis ab. Der Schoner „Helen" aus Gloucester in Massachusetts hielt sich in der Nähe der Neufundland-Bänke auf. Das Fahrzeug lag rollend und stampfend an einer langen Kokosbasttrosse.

Mit Ausnahme des Mannes im Ausguck befand sich die Mannschaft in ihren Hängematten im Vorraum, dessen Luken man wegen der Kälte geschlossen hatte. Der Kapitän saß mit zwei anderen in der achtern gelegenen Kajüte. Als der Ausguck einen besonders großen Brecher auf das Schiff zukommen sah, trat er gleichfalls in den Vorraum, dessen Tür er hinter sich zuzog. Der Anprall der Riesenwoge erschütterte das Schiff so, daß fast die gesamte Mannschaft, etwa vierzig Mann, aus den Hängematten geschleudert wurde und für kürzere oder längere Zeit das Bewußtsein verlor. Alles, was an Bord nicht niet- und nagelfest war, wurde wild hin und her geschleudert. Der Mast brach etwa einen Meter über Deck ab, das kleine Deckhaus mit den Wassertanks verschwand spurlos. Als die „Helen" sich wieder aufgerichtet hatte, bot sie einen bemitleidenswerten Anblick. Im Raum stand fast ein Meter Wasser, und das Fahrzeug leckte aus allen Fugen. Als man das Innere näher untersuchte, machte man eine Feststellung, die zunächst völlig unglaubwürdig schien, aber von mehreren Leuten bestätigt wurde, die mit ihrer Wahrnehmung nur zurückgehalten hatten, aus Furcht, ausgelacht zu werden. Eine Drehung in den Tauen der Hängematten bewies einwandfrei, daß das Schiff sich um sich selbst gedreht haben mußte, also gekentert war und sich dann nach der anderen Seite wieder aufgerichtet hatte. Die fast unmöglich klingende Tatsache fand ihre Erklärung in dem Gußeisenballast des Schiffes, der in den Rumpf fest eingebaut war. Ihm verdankte die „Helen", daß sie sich wieder aufzurichten vermochte. Auch in diesem Falle konnte das Schiff, wenngleich schwer beschädigt, aus eigener Kraft in den Hafen einlaufen.

Im Jahre 1892 segelte das britische Vollschiff „Aberfoyle" von den Crozetinseln nach den Kerguelen. In einer pechschwarzen, stürmischen Nacht fiel beim Segelreffen der Schiffsjunge Teddy O'Brien über Bord. Man warf dem schreiend auf dem Kamm einer großen Woge vorbei Treibenden Rettungsringe zu. Mehr ließ sich nicht für ihn tun. Angesichts des wütenden Sturmes war jeder Versuch, beizudrehen, eine Unmöglichkeit. Die Masten wären im Nu gebrochen und das ganze Schiff eine Beute der Wellen geworden. Drei Wochen später kam die „Aberfoyle" im Hafen an. Sie mochte etwa eine halbe Stunde am Pier gelegen haben, ein Matrose räumte gerade das Geschirr vom Mittagessen ab, als er plötzlich einen lauten Schrei ausstieß. Das Geschirr zerschellte auf dem Deck, und der Mann stürzte mit dem lauten Rufe „Dort kommt Teddys Geist!" davon. Teddys Geist war es nun zwar nicht, sondern er selbst in höchsteigener Person. Der allgemein als tot Betrauerte hatte, als er über Bord gegangen war, etwa dreißig Stunden hilflos im Wasser getrieben und war dann von der Viermastbark „Glendila", die jetzt einige hundert Meter weiter an einem andern Pier vertäut lag, aufgefischt worden. Er trat wieder auf seinem alten Schiff ein, das ihm aber offenbar kein Glück bringen sollte, denn schon auf der nächsten Fahrt verlor er im Streite mit einem anderen Matrosen sein Leben.

Der Kampf gegen das weiße Laster.

Polizei und Rauschgifthändler.

Zu den schwierigsten Problemen der modernen Kriminalistik gehört der Kampf gegen den Rauschgifthandel, der einen viel größeren Umfang angenommen hat, als Uneingeweihte ahnen. Große Teile der Bevölkerung aller Länder sind verseucht, sind dem „weißen Laster" verfallen, und die Gilde der Rauschgifthändler, die den Kokainisten das begehrte Präparat verschaffen, betreibt ein ausgebreitetes und lukratives Geschäft. Der Kampf gegen den Kokainhandel ist unerhört schwer. Vor allem sind vorläufig in vielen Ländern die Rauschgiftgesetze unzulänglich, da sie nur den Handel mit den Giften unter das Strafgesetz stellen, den Besitz an Rauschgift zum eigenen Gebrauch jedoch straflos lassen. Dann kommt noch dazu, daß sowohl Rauschgifthändler als auch Kokainisten wie Kletten aneinander hängen und kaum dazu zu bewegen sind, einander zu verraten; im Gegenteil, die gut geschulte Organisation der Händler und der Verbraucher ist immer auf der Lauer, und beim leisesten Verdacht eines polizeilichen Einschreitens wird Alarm geschlagen. Die Polizei muß also, wenn sie eine Fährte gefunden zu haben glaubt, in größter Heimlichkeit arbeiten und die Öffentlichkeit, die bei der Aufdeckung anderer Verbrechen oft gute Dienste leistet, nach Möglichkeit ausschalten.

Das Kokain wird in großen Mengen aus China und aus Amerika eingeführt, meist über Holland, und die Kokaingroßhändler rekrutieren sich meist aus sehr reichen Leuten mit bestem Namen und von größtem Ansehen; sie verstehen es, ihr dunkles Gewerbe in größter Heimlichkeit auszuüben und sie verdienen damit Unsummen, die es ihnen wiederum ermöglichen, die kostspieligsten Hilfsmittel in Anspruch zu nehmen. Außer in den holländischen Küstenstädten befinden sich in Marseille, auch in türkischen und portugiesischen Hafenstädten große Rauschgiftzentralen, die das Gift durch Unterhändler dem Kontinent zuschmuggeln. Jede europäische Hauptstadt hat eine Rauschgiftzentrale oder eine Stelle, die den Gifthandel kontrolliert. Diese Stelle ist es wiederum, die die kleinen Händler mit Kokain, Opium, Morphium oder Haschisch versorgt. Die Kokainisten jeder Stadt wissen, wo sie ihren Bedarf an Rauschgift zu decken haben, in irgendeinem kleinen Kaffeehaus, in einer Kaschemme, bei einem Althändler; in manchen Städten gibt es auch bestimmte Straßen, wo das Gift im geheimen Straßenhandel zu haben ist. Von diesem Straßenhandel machen aber zumeist nur die armen Kokainisten Gebrauch, die sich immer nur ein kleines Quantum des kostbaren Stoffes zu verschaffen vermögen; die Wohlhabenderen setzen sich der größeren Gefahr des Straßenhandels nicht aus. Die Kokainhändler und die Kokainisten haben sich streng an die Richtlinien der Organisation — die ganze Gilde der Käufer und Verkäufer ist musterhaft organisiert — zu halten; kein Kleinhändler, der jemals irgendwelche Aufschlüsse über seinen Großlieferanten gemacht hätte, und wenn es aus der sichtlichsten Notlage heraus geschehen wäre, würde jemals wieder ein Gramm Kokain geliefert erhalten; diese Existenz wäre ihm auf die Dauer vernichtet. Und genau so erginge es dem Kokainisten, der jemals seine Bezugsquelle verraten würde; es würde ihm dann schwerfallen, nach seinem Verrat irgendwoher das weiße Gift aufzutreiben.

In vielen Städten des Kontinents sind in letzter Zeit von der Polizei eigene Rauschgiftstellen eingerichtet worden, die ständig mit der Genfer Opiumzentrale in Verbindung stehen und deren Fühler in alle Hafenstädte reichen. Es ist diesen Stellen nicht selten gelungen, große Rauschgiftnester auszunehmen und unschädlich zu machen. Solch ein Fang ist natürlich nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, und die Polizei weiß, daß es den heißesten Kampf kostet, um nur geringe Fortschritte in der Beschränkung des europäischen Rauschgifthandels erzielen zu können. St. F.



Bunte Chronik



*** Bernhard Shaw als Filmschauspieler.** Der berühmte Ire hat, wie jedermann weiß, eine ausgesprochene Scheu davor, sich im Lichte der Öffentlichkeit zu zeigen, und alle Versuche, ihn zu einer „Schaustellung", wie er es nennt, zu bewegen, scheiterten bisher mehr oder weniger gründlich an seiner mit bissigem Spott gepaarten Ablehnung. Namentlich gegen öffentliche Vorträge und Vorlesungen hat er ein Vorurteil, und es gehört schon ein sehr starker Impuls dazu, ihn dieses überwinden zu lassen. Um so größeres Aufsehen macht der Shaw-Film, den man zurzeit in Amerika bewundern kann und in dem sich der Dichter hat bewegen lassen, nicht nur stummer, sondern sogar redender Hauptakteur zu sein. Es handelt sich nämlich um einen der zahlreichen Tonbildfilme, wie sie seit kurzem auch in Deutschland gezeigt werden, und zwar soll bei diesem die Wiedergabe der Stimme und das Erscheinen des berühmten Schriftstellers so naturwahr sein, daß man glaubt, ihm in natura gegenüber zu stehen. Bernhard Shaw plaudert in dem Film etwa 25 Minuten lang geistreiche und liebenswürdige Belanglosigkeiten und kopiert unter anderem mit feinem Spott Mussolinis „Cäsarenstirnrunzeln". Alles, was er sagt und tut, ist so vorzüglich gelungen und eindrucksvoll in Tonfall und Geste, daß man den Eindruck gewinnt, Shaw habe eigentlich seinen Beruf verfehlt und hätte Schauspieler werden müssen. Das Theater, in dem der Shaw-Film zurzeit in Newyork läuft, ist denn auch bei jeder Vorstellung fast lebensgefährlich überfüllt.

Lustige Rundschau



*** Wie die Nachtigallen!** „Nun, wie lebt denn das neuvermählte Ehepaar in eurer Nachbarschaft!" „Oh, die leben wie die Nachtigallen, nur umgekehrt!" „Wieso?" „Nun, bei den Nachtigallen schlägt das Männchen, und bei denen da drüben schlägt das Weibchen!"

*

*** Beruhigung.** „Warum heulen Sie denn so?" „Mein Paul hat mir jetzt abgeschrieben!" „Aber mein Kind, beruhigen Sie sich nur! — Paul ist so ein hübscher Kerl, der kriegt schnell eine andere wieder!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.